

# Ordnungskonfigurationen im hohen Mittelalter

## Zusammenfassung

VON MARTIN KINTZINGER

Es gibt Tagungsthemen, auch zu den Symposien auf der Reichenau, die klar und eingängig erscheinen, gleichsam selbsterklärend, und die ihre Untiefen erst bei näherer Betrachtung entfalten – und es gibt Themen, die den unvoreingenommenen Betrachter sogleich vor schnellem Zugriff warnen und seine Neugier auf Anhub zähmen. Das Thema der Herbsttagung 2003 gehört wohl zu letzteren<sup>1)</sup>.

Daß Ordnung Trost sein kann, wenn sie es auch nicht soll (soweit wir Georg Wieland folgen) und daß sie im Mittelalter als christlich gewendete Constantia einen »therapeutischen Effekt« haben konnte, der sich von der »Irrengeschichte« der Moderne wohlthuend abhebt (wie Joachim Ehlers diagnostizierte), sollte immerhin ermutigen, auf die Suche zu gehen.

Niemandem fehlt es heute an Assoziationen, wenn von »Ordnung« die Rede ist, doch die Deckungsmenge des damit Gemeinten dürfte eher gering sein. Bei »Ordnungs-Konfigurationen« wird es vollends schwierig; hier fehlen sogar die Assoziationen. Der Griff zum gedruckten Wörterbuch, vielfach die Rettung bei erster Orientierungslosigkeit, hilft kaum weiter: Viel ist über Ordnungen zu erfahren, wenig über Konfigurationen und nichts über Ordnungskonfigurationen.

Im 12. und frühen 13. Jahrhundert lassen sich tiefgreifende Veränderungen im Denken und Umsetzen von »Ordnung« erkennen, so hatte Stefan Weinfurter in seinem Einladungsschreiben an die Referenten formuliert. »Ordnung« war dabei – zweifellos absichtsvoll – in Anführungszeichen gesetzt, genauso wie die »Ordnungsfelder«, die Themengebiete, wie sie den Referenten vorgegeben waren, die aussagekräftige Exempla des Gesamtthemas bieten sollten.

1) Text der zum Abschluß der Tagung vorgetragenen Zusammenfassung. Die Vortragsform wurde beibehalten. Namen von Referenten und Diskutanden werden, soweit sie nicht im Text erwähnt sind, hinter den zitierten oder resümierten Äußerungen in Klammern eingefügt. Zwischen Angaben aus Vorträgen und Diskussionsvoten wird nicht grundsätzlich unterschieden. Literaturangaben werden nur insoweit mitgeteilt, als sie für zusammenfassende Überlegungen von Belang sind. Die nachträglich in den Band aufgenommenen Beiträge sind hier nicht berücksichtigt.

## I.

Vor den Exempla steht das Thema. Endgültig am ersten Veranstaltungstag zerstreute Stefan Weinfurter alle versteckten Hoffnungen, daß man für »Ordnungskonfigurationen« auch etwas anderes sagen könne: Eine Tagung über Ordnungsvorstellungen oder Ordnungsdenken war dies nicht. Im Begriff der »Ordnungskonfiguration«, so sagte er in seiner Einleitung, solle sich »die Wechselbeziehung von Wertevorstellungen und politisch-sozialen Ordnungsfiguren spiegeln«<sup>2)</sup>.

Es geht mit anderen Worten um reale Ordnungen der unterschiedlichsten Art einerseits, um Vorstellungen von und zu diesen Ordnungen andererseits, um Ideale, Ideen, Projektionen von und auf Ordnungen<sup>3)</sup>, um Imaginationen von Ordnung. Ordnungen und Ordnungsvorstellungen sind, so verstanden, Teile eines gesamten Ordnungsgefüges oder eben: einer Ordnungskonfiguration. Sie fügt Bilder, Abbildungen, Repräsentationen und Realisierungsformen – die *figurae* – von Ordnung in einer Zeit zusammen, konfiguriert sie zu einem Gesamtgefüge, das mehr ist als die Summe seiner Teile. Auf der obersten Beschreibungsebene kann ein solches Gesamtgefüge neben anderen stehen, mehrere Ordnungskonfigurationen nebeneinander (oder chronologisch nacheinander) fügen sich dann, ob kooperativ oder konfliktiv, zu einer nochmals übergreifenden, komplexen Ordnung.

Alle Referenten haben sich innerhalb dieses Schemas mit ihren Exempla bewegt. Immer ging es um das Verhältnis von Teilen eines Ganzen zueinander, im Rahmen eines Entwicklungsprozesses, um gegenseitige Interferenzen und um Wandlungsvorgänge. An Stelle einer Wiederholung der Aussagekerne und als Bündelung der Ergebnisse soll die Zusammenfassung den Ausgangspunkt bei dem Verlauf der Diskussionen nehmen und das Besprochene danach strukturieren. Diskussionsvoten und vorgetragene Inhalte sind jeweils im Sachzusammenhang eingefügt, ohne daß Vollständigkeit angestrebt wäre.

## II.

Nicht leicht ist die Gefahr gebannt, sich auf der Suche nach den Ordnungskonfigurationen in dem allzu weiten Wortfeld der »Ordnung« zu verlieren, mit demselben Begriff ganz

2) Vgl. die Beiträge des Sammelbandes: Stefan WEINFURTER/Frank Martin SIEFARTH (Hg.), Macht und Ordnungsvorstellungen im hohen Mittelalter. Werkstattberichte (Münchner Kontaktstudium Geschichte 1), Neuried 1998. Stefan WEINFURTER (Hg.), Stauferreich im Wandel. Ordnungsvorstellungen und Politik in der Zeit Friedrich Barbarossas (Mittelalter-Forschungen 9), Ostfildern 2002. Zur Wirtschaftsgeschichte Dieter HÄGERMANN, Herrschaftliche Ordnungsprinzipien im Montanwesen des hohen Mittelalters, in: Technikgeschichte 52 (1985), S. 169–177.

3) Eine Ordnungsvorstellung als ästhetisches Konstrukt und lebensorientierende Gegenwelt zur Realität zeigt Hans-Joachim BEHR, Frauendienst als Ordnungsprinzip. Zum Verständnis von Wirklichkeit und deren Bewältigung im »Frauenbuch« Ulrichs von Lichtenstein, in: Die mittelalterliche Literatur in der Steier-

anderes zu bezeichnen. Nicht weniger als sechs *Loci communes* konnte Bernhard Jussen zum Thema präsentieren. Schienen sie zunächst allseits bekannt, so löste er sie Schritt um Schritt auf und mit ihnen bequem gewordene Vorstellungen zur Begriffsgeschichte. Geht es überhaupt um den Begriff? Oder geht es um die Sache, und der Begriff ist nur eine Orientierungshilfe und muß vielleicht am Ende differenziert oder gar ausgetauscht und neu gefunden werden? »Ob der Begriff Bestand hat oder verschwindet«, so war in der Einleitung von Bernd Schneidmüller gefragt worden; noch steht die Antwort aus.

Im Rückblick wird indessen festzuhalten sein, daß der Begriff weder beliebig war noch »nutzlos« blieb. Schon aus der Scholastik des 12. Jahrhunderts wissen wir, daß nur *ordo* ohne *scientia* unnützlich ist<sup>4)</sup>. Es lohnt, über Ordnungen und Ordnungskonfigurationen nachzudenken – und das Gemeinte eben auch so zu bezeichnen.

Wir stehen damit in einer langen Tradition. Schon Pseudo-Dionysius hatte es sich zur Aufgabe gemacht, so berichtete Jürgen Miethke, »Ordnung in scheinbar wirre Tradition zu bringen«. Nicht immer wird das heuristische Vorgehen indessen zu so glücklichem Ende führen wie bei Alfred Haverkamp, der zunächst einen »Leitbegriff Bruderschaft« wählte, um nach einem langen Weg der Quellenarbeit schließlich die Bruderschaft als eigene Ordnungskonfiguration auszuweisen. Hingegen erschlossen sich Jürgen Miethke nicht unmittelbar geeignete Begriffe in der Überlieferung, weshalb er den Arbeitsbegriff der »Instanzen« inserierte, um von dort aus die Wirkungsgeschichte des Gemeinten, aber eben nicht Bezeichneten, zu erfassen. Was er so fand, waren »politisch wichtige Ordnungskonfigurationen [...], die auf Verfassungsvorstellungen der politischen Organisation gewirkt haben« – und was er weiterhin nicht aufgeben konnte, war die Vorsicht im Umgang mit »begrifflichen Fixierungen«.

Monumentale Zeugnisse für die Sache konnte Peter Kurmann beibringen: zu Stein gewordene Ordnungskonfigurationen. Auch wenn sie heute kaum mehr als Emanationen eines *Sic et non* gelten können, so verlieren sie nichts von ihrer Eindringlichkeit.

Daß es grundsätzlich und auf allen diesen Wegen einer reflektierten eigenen Methode der Quellenarbeit und einer bewußten Begriffsverwendung bedarf, versteht sich, so sollte man meinen. Peter Kurmann (als Kunsthistoriker) traf die für Historiker so befreiende Feststellung, Kunstwerke als Quellen verstehen zu sollen – verlangte dafür aber auch, daß die Historiker ihren Rettungsanker der Textarbeit einmal freigeben und sich auf das Wagnis der Form einlassen möchten. Anders gewendet und heute aktueller denn je: Wirkliche

mark, hg. von Alfred EBENBAUER/Fritz Peter KNAPP/Anton SCHWOB (Jahrbuch für Internationale Germanistik, A 23), Bern/Frankfurt a. M./New York/Paris 1988, S. 1–13.

4) Wolfgang HÜBENER, Art. »Ordnung. II. Mittelalter«, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie 6, Basel/Darmstadt 1984, Sp. 1254–1279, hier Sp. 1260. Zuletzt Christoph KANN, Zeichen – Ordnung – Gesetz: Zum Naturverständnis in der mittelalterlichen Philosophie, in: Natur im Mittelalter. Konzeptionen – Erfahrungen – Wirkungen. Akten des 9. Symposiums des Mediävistenverbandes, Marburg, 14.–17. März 2001, hg. von Peter DILG, Berlin 2003, S. 33–49.

Interdisziplinarität (nicht als beliebiges Dilettieren, sondern als enge Koordination der Fächer, wie sie auf der Reichenauer Tagung zwischen der Geschichte, der Philosophie- und der Kunstgeschichte gelungen ist) setzt immer eine Annäherung methodischer Ordnungskonfigurationen voraus. In der Schnittmenge der beteiligten Konfigurationen erst kann die gemeinsame Arbeit beginnen.

Daß es nicht immer so war, ist bekannt. Lange dominierte eine quantifizierende »Belegstellenzählerei«, und sie ist nicht ohne weiteres erledigt – sonst hätte sie in den Vorträgen und Diskussionen keine so gewichtige Rolle gespielt. Schon Georg Wieland wollte in seinem grundlegenden Eröffnungsvortrag seinen Respekt jenem früheren Kollegen durchaus nicht versagen, der bei Thomas von Aquin über 22.000 Nachweise für den Ordnungsbegriff gefunden hat. Dies, so der Kommentar von Georg Wieland, »nennt sich auch Forschung«. Während der folgenden vier Vorträge blieb das Unbehagen an dieser Materie stets präsent. Angeregt durch die wissenschaftshistorischen Akzentuierungen von Joachim Ehlers brachte Bernd Schneidmüller die Sprengkraft des Problems auf den Punkt: Wissenschaft könne den Fortschritt des Wissens ihrer Zeit verpassen, »wenn man nur zählt«. Dies war im 12. Jahrhundert so, und dies ist in der Gegenwart nicht anders. Von Peter Kurmann war schließlich zu lernen, daß man ganz ähnlich manifeste Verweise in der Baukunst suchen und sammeln kann – und auch dabei sachliche Kontextualisierung durch bequeme Deutung ersetzt.

Wer sich also von der bloßen Anzahl nicht beeindruckten läßt, dem helfen derartige, »zählende« Forschungen nicht weiter; so erging es Bernhard Jussen in der Vorbereitung, und so ist es in der Diskussion immer wieder deutlich geworden. Mit der Frage nach der semantischen Aussagekraft seiner insgesamt 975 ermittelten Belegstellen hatte für Bernhard Jussen die Arbeit erst begonnen. Indessen sollte es ihm wohl um Quantitäten, aber gerade nicht um die Quantifizierung gehen, damit er über die Ermittlung semantischer Felder und signifikanter Kollokationen eine Gebrauchsgeschichte des Ordnungsbegriffes schreiben kann. Seine Ergebnisse verlangen der Fachdiskussion einiges ab: Was sollen wir von einem Augustinus halten, der von Ordnung eher im Zusammenhang mit Wissen und Liebe als mit Ethos spricht, wie man es bislang von ihm erwarten wollte?

Viel war zu diskutieren im Anschluß an Bernhard Jussens Vortrag: Um die Corpusauswahl und die Textsorten war zu streiten wie um Kanonbildungen, um die Zeitabhängigkeit von Terminologien und um innertextliche Bezüge, die mit der gewählten 3-Satz-Kontext-Methode verloren gehen könnten, und vieles mehr. Ein Ringen methodischer Ordnungskonfigurationen bildete sich hier in der Diskussion ab, nicht so grundstürzend wie die Begegnung der Historiker mit der Form und nicht so aufgeregt wie in der Früh-scholastik, aber immerhin als praktische Realisierung des Tagungsthemas.

Knut Görich mußte sich hingegen nicht derartigen Massen an Begriffen entgegenstemmen, wohl aber mit einem Autor zurecht kommen, der »häufig vom *honor* des Kaisers [spricht]; was er darunter versteht, erklärt er [aber] nirgends«. Der Begriff allein hilft uns also nicht weiter bei unserer Suche und sein bloßer Nachweis begründet im übrigen auch

noch lange nicht Begriffsgeschichte. Konsensfähig ist zweifellos die Feststellung, daß Quellentermini nicht »an sich«, sondern nur kontextuell interpretiert werden können, da sie ja auch nicht »für sich« stehen, sondern aus und in kontextuellen Bezügen entstanden, verwendet und gemeint waren. Die Frage nach der korrekten Erschließung dieser Bezüge ist noch schwierig genug. Doch läßt sich weiter suchen: Bernhard Jussen stellte in der Diskussion die gewiß rhetorische Frage, ob ein Begriff, da kontextuell abhängig, denn seinen Kontext wechseln könne, ohne selbst ein anderer Begriff zu werden. Klaus van Eickels hatte dazu von einem Wandel nicht der Begriffe, sondern der Kontexte ihrer Verwendung gesprochen, wie er etwa von der Systematisierung durch die scholastische Wissenschaft bewirkt worden sei.

Daß die Antwort auf Bernhard Jussens Frage »nein« lauten muß, ist sicher unbestreitbar, nur eine schlüssige Begründung dafür steht noch aus. Immerhin kennen wir die Folgen der falschen Antwort: eben ein Mißverstehen des Begriffes im neuen Kontext durch seine alte Bedeutung. Ähnlich erinnerte Gerd Althoff daran, daß Analogiebildungen bewährte Begrifflichkeiten in neue Kontexte übertrügen, ohne ihre Bedeutung neu zu definieren, mit denselben Folgen. Was sich hier als Drohkulisse aufbaut, hielt Jürgen Miethke fest: Die Gefahr, daß sich trotz allen Augenscheins nicht die Sache, die historische Realität, geändert hat, sondern nur deren Bezeichnung, Beschreibung und Deutung in den Quellen – nicht die Sache, sondern der Begriff dafür und/oder dessen Bedeutung.

Die Probleme gingen nochmals weiter: Steffen Krieb und Heinz Krieg spürten der Auslegungshoheit und der Definitionsmacht nach: Wer bestimmt eigentlich, was mit einem Begriff gemeint ist, wer entscheidet, was darunter verstanden wird und wer bringt beides zur Deckung oder verantwortet die Divergenz? Geht es dabei nach rationalen, logischen Regeln zu oder spielt die Öffentlichkeit die entscheidende Rolle – eine Öffentlichkeit, die selbst derzeit Gegenstand der Diskussion ist, wenn auch nicht auf dieser Tagung, und die häufig präsent war, so wenn »das Wissen um die Bedeutung der Öffentlichkeit« in der Stauferzeit den Kaiser sorgsam auf die Wahl der Mittel achten ließ, um den Erwartungen zu entsprechen und zugleich seine Absichten durchzusetzen.

Und ein weiteres Mal führten die Probleme fort: Läßt sich denn von Rationalität in der Begriffsverwendung mittelalterlicher Quellen sprechen? Gab es wirklich einen Widerspruch zwischen Rationalität und tradierten Handlungsnormen? Der gegenseitige Ausschluß von »Vernunft und Geschichte« war bekanntlich ein Diktum erst der Frühen Neuzeit.

Die *ratio fidei* der Scholastik spricht jedenfalls eine völlig andere Sprache und läßt vermuten, daß ein Handeln aus *ratio* den Zeitgenossen allemal bewußt und verfügbar war: eine Ordnung der *ratio* neben einer der *fides* und eine angestrebte Schnittmenge beider, *ratio fidei* – in unserem Frageansatz eine eigene Ordnungskonfiguration? Keine eindrucksvollere Manifestation kann sie finden als die überaus rationale, logische und doch immer zugleich arkane Kunst der Dombaumeister. Christina Lutter hatte Recht, als sie (wenn auch in anderem Zusammenhang) nach der Oralität fragte. Oralität gehört zur vielschich-

tigen Welt unseres Gegenstandes hinzu, und es erschließt sich buchstäblich eine ganz eigene, geheimnisvolle Ordnung, wenn man auf dem Zwischenboden einer Kathedrale eine Aufrißzeichnung des Baumeisters findet, das, was er eigentlich nur weitersagen, nicht aufschreiben wollte. Höchst rational und mit weit entwickelter Logistik arbeitete man an den Kathedralen des Hochmittelalters – ganz vergleichbar der entwickelten hochscholastischen Logik an der Universität und doch von ihr nicht abhängig.

Unsere heutige Methodenfrage ist damit freilich nicht geklärt. Ob die Verwendung zeitgenössischer Wertvorstellungen rationalisierbar sei, auf »vernünftige Weise« dargestellt werden könne, wollte Martin Kaufhold von Knut Görich wissen und löste damit eine eigene Binnendiskussion aus. Kein geringerer als Friedrich II. war schuld daran, denn seine Ehrvorstellung konnte bei den Lombardischen Städten nicht auf Akzeptanz treffen. Anders gesagt: Kann derselbe Begriff zur selben Zeit bei verschiedenen Aktanden ganz anderes bedeuten? So muß es wohl gesehen werden, weil die jeweiligen Kontexte andere waren und die dadurch bedingten Erwartungshorizonte ebenfalls. Es gab, so resümierte Knut Görich, eine eigene Ehrvorstellung des Kaisers und derer, die sich von ihm Nutzen versprachen, und eine eigene, andere seiner Gegner. Ballons mit verschiedenen Füllungen, auch wenn sie alle gleich aussehen oder heißen, so faßte Bernd Schneidmüller diesen Befund in ein einprägsames Bild.

Offen bleibt noch die Frage, woran es liegt, daß diese Ballons nicht alle gleich hoch steigen und gleich weit fliegen, einige vielleicht sogar vorzeitig abstürzen. An mangelnder Rationalität sollte es wohl nicht liegen, nicht heute und nicht damals im Mittelalter – vielleicht eher an der Unwissenheit, zumindest heute. Hat nicht schon, wie Joachim Ehlers zeigen konnte, Philippe de Commines (ob nun als Amateur oder Machiavel avant la lettre, wie er in der Diskussion bezeichnet worden ist) einzig die Unwissenheit nicht entschuldigen wollen, weil sie die Ordnung Gottes in der Geschichte nicht erkenne, die doch dem natürlichen Verstand (eben der *ratio*) zugänglich sei?

### III.

Was ist also gemeint? Um welche »Ordnungen« geht es, oder: Über welche Ordnungskontexte sprechen wir? An dieser Stelle muß es gesagt sein: Die für die Referate und Diskussionen so folgenreiche Begriffsverwirrung war beabsichtigt! Als prospektive Warnung erschließt sich nun ein Votum Bernd Schneidmüllers während der Schlußdiskussion zur letzten, der Frühjahrstagung: Gerade nicht von klaren Begriffen wolle man auf der Reichenau handeln, so hatte er ausgeführt (und angekündigt), sondern von »unreinen«, unscharfen<sup>5)</sup>. Und so ist es gekommen.

5) Diskussionsvotum Bernd Schneidmüller in der Schlußdiskussion zur Sitzung des Konstanzer Arbeitskreises (Frühjahrstagung 2003) am 10. April 2003.

Entsprechend kann wohl am Ende eine klarere, durch Reflexion geklärte Begrifflichkeit stehen, die das Gemeinte möglichst treffend bezeichnet, aber eben nicht eine Definition, ein vermeintlich eindeutiger Begriff – der eine Endgültigkeit suggerieren würde, die es doch nicht geben kann. Mit unserem offenen Diskussionsstand liegen wir also in der Tat ganz richtig und können ruhig unsere Ballons steigen lassen: Die Ordnung gibt und gab es nicht, auch keine Vorstellung von der Ordnung und keinen einheitlichen Begriff dafür.

Wir müssen weitersuchen. Immer waren Vorstellung, Begriff und Realität von Ordnung plural, vielfältig, oft widersprüchlich<sup>6)</sup>. Immer gab es nicht nur eine, sondern zugleich mehrere Ordnungen und ein Spannungsverhältnis zwischen ihnen. Es gab eine konkurrierende Pluralität von Ordnungen innerhalb einer übergreifenden, komplexen Ordnung. Alle Ordnungen aller Beschreibungsebenen hatten ihr »Eigenleben«, und Jürgen Miethke konnte für die zeitgenössischen Modelle kirchlicher Verfassung zeigen, daß jede ihrer Teilordnungen sich zu einer spezifischen Vollkommenheit hin entwickeln und auch die Gesamtordnung nach der ihr eigenen Vollkommenheit streben sollte – wodurch sie in ständiger Bewegung bleiben mußten.

Wie vielschichtig eine solche komplexe Ordnung sein konnte (und wohl mehr oder weniger immer war), hat auch Alfred Haverkamp am Beispiel der Kräfteverhältnisse in den Kommunen gezeigt, anhand der Bruderschaften und Gemeinden. Er resümierte, daß »Bruderschaften, Konvente und Gemeinden jeweils eigene Ordnungsfigurationen« seien, jede für sich »nur eine Ordnungsfiguration« neben und zugleich mit anderen, dabei nicht fest gefügt, sondern in einem dynamischen Beziehungsnetz verwoben, in ständiger Fortentwicklung begriffen – und darin immer wieder Gegenstand bewußter Entscheidung<sup>7)</sup>.

Ein ganz anderes Exemplum zeigte denselben Befund: Das Ringen zwischen Universalität und Partikularität, Linearität und Periodisierung, Plausibilität und Kausalität, Traditionalität und Funktionalität in der Entwicklung der Historiographie seit der Spätantike,

6) Zum Spätmittelalter und zur Frühen Neuzeit jetzt: Marc FÖCKING/Bernhard HUSS (Hg.), *Varietas und Ordo. Zur Dialektik von Vielfalt und Einheit in Renaissance und Barock* (Text und Kontext 18), Stuttgart 2003.

7) Zur Visualität von Ordnungsvorstellungen im kommunalen Kontext und ihren Funktionen als Konventionsnorm und als Kontroll- und Sicherungsinstrument: Visualisierung städtischer Ordnungen. Zeichen – Abzeichen – Hoheitszeichen (Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums und Berichte aus dem Forschungsinstitut für Realienkunde), Nürnberg 1993. Wilfried EHBRECHT, Zu Ordnung und Selbstverständnis städtischer Gesellschaften im späten Mittelalter, in: *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 110 (1974), S. 83–103. Zur städtischen Freiheit als Ausdruck einer besonderen Ordnungsvorstellung Ulrich MEIER/Klaus SCHREINER, *Regimen civitatis. Zum Spannungsverhältnis von Freiheit und Ordnung in alt-europäischen Stadtgesellschaften*, in: *Stadtregiment und Bürgerfreiheit. Handlungsspielräume in deutschen und italienischen Städten des Späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit*, hg. von DENS. (Bürgertum 7), Göttingen 1992, S. 11–34.

von Joachim Ehlers in einem weiten Horizont präsentiert, blieb ebenfalls stets von dynamischer Entwicklung und der bewußten Option zwischen möglichen Alternativen geprägt. Es stand eben nicht von vornherein fest, sondern wurde immer neu und nicht ohne das Wagnis des Widerspruchs entschieden, welcher Ordnung man folgen wollte.

Solche Optionen – Optionen zwischen Ordnungen und Ordnungskonfigurationen – bezeichnen indessen nicht wirklich Gegensätze, sondern die Vielfalt des gleichzeitig Möglichen. Eine Option zu wählen, schließt die anderen nicht völlig aus; es gibt Schnittmengen und (modern gesprochen) Synergieeffekte zwischen allen Ordnungen, ihren Vernetzungen als Ordnungskonfigurationen und der sie zusammenführenden übergreifenden, komplexen Ordnung. Diese komplexe Ordnung war die personale Organisation der Kommune, die wissenschaftliche Deutung einer Ordnung der Geschichte oder das, wenn auch spannungsgeladene, Zusammenspiel des weltlichen und des geistlichen Schwertes in der Staatstheorie. Dynamisch und wandelbar blieben diese Ordnungen und Ordnungskonfigurationen immer, in »Kooperation und Konkurrenz« miteinander.

Niemals standen sie hingegen wirklich für jene Stabilität, die der moderne Betrachter bei dem Wort »Ordnung« assoziieren mag – darin vielfach (wenn auch zumeist unbewußt) dem Modell einer festen territorialstaatlichen inneren Ordnung, einer »Policey«, folgend. Sie ist unter diesem Begriff aber überhaupt erst seit dem ausgehenden Spätmittelalter bekannt<sup>8)</sup>. Ein Primat des Politisch-Faktischen, der in solchen Assoziationen ein ums andere Mal durchschlägt und vielfach kritisiert wird, hat in den Diskussionen der Reichenauer Tagung gar nicht erst vermieden werden müssen.

Notwendig hingegen und von Jürgen Miethke geboten war die politische Theorie. Deutlicher als bei den übrigen Exempla wird hier eine Dualität der zusammengefügt Ordnungen, prototypisch in der gelasianischen Zweischwerterlehre: Sie beruht auf dem einfachen Grundmuster einer komplementären Ergänzung zweier im Grundsatz unterschiedener Ordnungen, die erst zusammen (und konfliktiv, aber durchaus auch mit Schnittmengen gemeinsamer Interessen und gleichgerichteten Handelns) die Gesamtordnung ergeben. Auf einer tieferen Ebene läßt und ließ sich dann über den hierarchischen Rangabgleich streiten, was zu den bekannten Episoden der Kirchengeschichte geführt hat.

Mit der Dualität der Gewalten, des *imperium* und des *sacerdotium*, hatte man sich wohl abgefunden, und sie wird, auch wegen ihrer funktionalen Praktikabilität, auf beiden Seiten konsensfähig gewesen sein. Lediglich (und nicht zufällig) ein Bonifaz VIII. sah nur eine

8) Vgl. Andrea BENDLAGE/Peter SCHUSTER, Hüter der Ordnung, Bürger, Rat und Polizei in Nürnberg im 15. und 16. Jahrhundert, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 82 (1995), S. 37–55. Martin DINGES, Policeyforschung statt Sozialdisziplinierung?, in: Zeitschrift für Neuere Rechtsgeschichte 2002, S. 327–344. Neuere philologische Arbeiten zur Frühen Neuzeit thematisieren zudem das Motiv der Unordnung als gewollt individualisierendes Gegenmuster zu einer normierten sozialen Ordnung sowie das Verhältnis von Ordnung und Unordnung in der disziplinären Wissenschaftsklassifikation; auf Einzelnachweise wird hier verzichtet.



einzigste Hierarchie, die auf ihn hinauslief, und meinte, daß »zwei Hierarchien nebeneinander« ein Monstrum ergäben. Die amtliche Selbstwahrnehmung des Bonifaz konnte indessen nicht hindern, daß sich neben dem hierarchischen noch andere, alternative Ordnungsmodelle in der kirchlichen Literatur niederschlugen, wie Franz Felten erinnerte.

Der Architektur des Kathedralbaus nachempfunden und von Peter Kurmann den Historikern verraten, finden sich in Handschriften des 12. Jahrhunderts pyramidale Modelle sozialer Ordnung – in der Rollenzuschreibung dem berühmten Entwurf der *tria genera hominum* aus der Zeit der Jahrtausendwende vergleichbar, wenn auch sehr viel ausführlicher, und in der bildlichen Repräsentation als Vereinigung aller sozialen Teilordnungen zu einer komplexen Gesamtordnung ähnlich den späteren *Mater-omnium*-Darstellungen, der Muttergottes, die alle Stände unter ihrem Mantel birgt, nach Rang rechts oder links aufgestellt.

#### IV.

Unabweislich hat sich die Aktualität des Gegenstandes immer wieder gezeigt: bei den Diskussionen über Methodik und Wissenschaftlichkeit oder über Rationalität und Deutungsmacht beispielsweise. Noch ein Präzedenz von der Frühjahrstagung ist damit auf der Tagesordnung geblieben: Heribert Müller, Zusammenfasser damals, bezog in seinen Kommentar ausdrücklich und programmatisch die Zeitgeschichte mit ein. Er sah die Perspektive, daß Diskussionen auf der Reichenau immer auch ein Beitrag der Mediävistik zum aktuellen Diskurs sein könnten<sup>9)</sup>. Wer wollte ihm nicht zustimmen? Und wer sollte mehr als wir Zeitgenossen des 20. und frühen 21. Jahrhunderts wissen, daß Ordnungen und Ordnungsbegriffe der Dynamik historischer Prozesse unterworfen und aus ihnen erst zu erklären sind – schon die Ideologie in der dunklen Zeit deutscher Vergangenheit (Bernd Schneidmüller hat darauf verwiesen) und selbst die politischen Ordnungen unserer Welt und ihre Sprache, die mehr als alles andere Stabilität suggerieren. Solche vorgebliche Stabilität war und ist indessen stets umstritten und kontroverser Bewertung unterworfen, den einen bedeutet sie Berechenbarkeit, den anderen Verkrustung. »Ordnungskonfigurationen im Konflikt«, ein Aufsatztitel zur Salierzeit, von Stefan Weinfurter 2001 publiziert<sup>10)</sup>, könnte auch über solchen Beobachtungen zur Gegenwart stehen. Alternative Ordnungskonfigurationen folgten und folgten dem Willen und der Absicht von Protagonisten, Einzelpersonen und Interessengruppen.

9) Heribert MÜLLER, Zusammenfassung. Als Druckfassung künftig in: Fragen der politischen Integration im mittelalterlichen Europa, hg. von Werner MALECZEK (Vorträge und Forschungen).

10) Stefan WEINFURTER, Ordnungskonfigurationen im Konflikt. Das Beispiel Kaiser Heinrichs III., in: Mediaevalia Augiensia. Forschungen zur Geschichte des Mittelalters, hg. von Jürgen PETERSOHN (Vorträge und Forschungen 54), Stuttgart 2001, S. 79–100.

Damit ist auch, zum ersten, aber nicht zum letzten Mal, die Frage nach den Trägern gestellt, und hierin mag zugleich ein erster Zwischenruf des Zusammenfassers als rückschauender Betrachter begründet liegen: Wer waren sie? Welche Personen und Gruppen trugen die Ordnungskonfigurationen, definierten sie, verteidigten und veränderten sie? Denn gleich ob es sich um einen Sozialverband, eine Interessens Klientel oder ein Argumentationskartell handelt: Letztlich waren es Menschen, die Werte hochhielten, sich organisierten, aneinander banden, Sinn in der Geschichte suchten, eine Theorie zu den Institutionen ihrer Zeit aufstellten, sich der Begriffe und Wortfelder bedienten, die Welt beschrieben und Kathedralen bauten. So liest sich das der Tagung zugrundeliegende Programm, wenn man es auf die handelnden Personen hin befragt – und der Unterschied zu der deprimierenden Ploetz-Lektüre Gottfried Benns, die Joachim Ehlers eingangs zitierte, ist schlagend. Ansprechend kommt auch das von Hagen Keller erinnerte Bild der Zwerge auf den Schultern von Riesen daher, mittelalterliche Selbstmahnung zu angemessener Bescheidenheit der Wissenden und eindrückliche Imagination wissenschaftlicher Ordnungskonfigurationen: Das Alte und das Neue Testament, Tradition und Fortschritt, der Riese und der Zwerg auf seinen Schultern stehen für zwei divergente, aber einander ergänzende Ordnungskonfigurationen – und erinnern daran, daß jede Konfiguration von Menschen getragen wird.

Auch darin liegt Aktualität. Wenn wir, ohne gewollte Parallelisierungen oder Analogieschlüsse, heute noch immer zu dieser Feststellung kommen: Sind Ordnungskonfigurationen am Ende ein Phänomen der *Longue durée*? Mit den Worten von Thomas Ertl anders gewendet: Waren wirklich die handelnden Menschen ausschlaggebend für die Entwicklung von Ordnungskonfigurationen, oder folgten diese nicht viel eher strukturellen und damit lang wirkenden Wandlungen? Nach dem materiellen Hintergrund wissenschaftlicher Innovationen fragte Klaus van Eickels ganz ähnlich: Ermöglichten veränderte Bedingungen das Neue oder bewirkte das Neue veränderte Bedingungen? Wie war es möglich, daß eine Personengruppe eine »kritische Masse erreichte, die Neues hervorbrachte«, so Jürgen Miethkes Wortwahl.

Immer wieder ist in der Diskussion danach gefragt worden, nach dem Ursprung und der Folge; es hätte leicht ein neuer Universalienstreit daraus entstehen können. Folgt der wissenschaftliche Aufbruch der Frühscholastik aus neuem Denken oder ändert sich das Denken unter dem Eindruck äußerer Veränderungen? Folgt die gotische Baukunst der scholastischen Wissenschaft, oder entwickeln sich beide unabhängig voneinander oder gar in umgekehrte Richtung? Und noch immer: Ändert sich der Begriff mit der Bedeutung und damit dem Kontext, oder folgt die Bedeutung dem Begriff?

Löst das *ingenium* den *usus* ab, wie Abaelard seinen durchschlagenden argumentativen Sieg über die eigenen Lehrer erklärte, oder war Abaelard tatsächlich ein Außenseiter ohne Wirkung (wie Joachim Ehlers urteilte), der angesichts kirchenrechtlicher Texte verstummte (wie Christoph Meyer wußte), und die Wissenschaft ging weiter wie vorher, nach *usus*?

Das »Vorher« kam in der Diskussion ebenfalls häufig zur Sprache, und »Vorgeschichten« hat es immer gegeben, bei allen referierten Exempla – nur das Paradies kam in Gefahr, als »geschichtslos« (Joachim Ehlers) zu gelten. Bei der Suche nach Folgewirkungen nicht fündig zu werden, ist ohnehin fast ausgeschlossen. Doch Vorsicht scheint geboten und ist in der Diskussion auch verschiedentlich angemahnt worden: Wie die »Belegstellenzählerei« zu eng dimensioniert ist, so ist die Frage nach der *Longue durée* zu weit, wenigstens bei dem gegenwärtigen Stand der Forschung zur Sache und zum Begriff. Nur am Rande sei ein zweiter Zwischenruf vermerkt: Gewiß blieben sämtliche Exempla auf den von den Organisatoren gewünschten Untersuchungszeitraum bezogen. Doch schien die Erklärung mitunter eben nur darin zu liegen und nicht in Wandlungsprozessen während des Untersuchungszeitraumes.

Nehmen wir die Tragweite dieser Frage um einen Schritt zurück, so bleibt immer noch Klärungsbedarf genug und nicht selten ein Desiderat: Sind etwa die Werte der höfischen Kultur und ihrer Literatur denen der Überlieferungen zur herrscherlichen Politik ähnlich, spielte also der *honor* auch dort eine Rolle, wie verhielt sich ein solcher *honor* zur Programmatik des *honor imperii*, und wie stand dieser zum *honor imperatoris*<sup>11)</sup>? Weitere offene Fragen ließen sich mühelos finden – und ein dritter Zwischenruf auch: Mehrfach ist in der Diskussion nach der Ritterkultur in unserem Untersuchungszeitraum gefragt worden. Es lohnte gewiß, Wertvorstellungen, Deutungsmuster und Handlungsnormen aus dem Umkreis der höfischen Kultur, Kunst, Literatur und Musik mit den Äquivalenten aus zeitgleicher anderweitiger, historischer Überlieferung zu vergleichen.

Um die Wirkungen von Ordnungsvorstellungen geht es dabei und um die Aussagekraft der Begriffe zu ihrer Erschließung. Begriff und Vorstellung von Ordnung, so hat Georg Wieland festgehalten, und so ist es in der Darstellung der Exempla immer wieder implizit bestätigt worden, sind strikt handlungsbezogen, genauer handlungsermöglichend, ohne normativ zu sein – »handlungsleitend und offen«, wie Stefan Weinfurter sagte. Wer mit und in der Ordnung oder auch gegen die Ordnung handelt, will Wirkungen und Absichten erreichen. Die Ordnung ist nicht Selbstzweck, und »Ordnungshandeln« bleibt immer auf Erwartungen bezogen.

Erwartungen können zugleich überzeugungsrelevante und handlungsleitende Vorannahmen und Werthaltungen sein, ihrerseits Ordnungen innerhalb eines Wahrnehmungsmusters, so die »Vorstellung, Geschichte müsse einen Sinn und eine Ordnung haben«, wie sie Joachim Ehlers als Grundannahme mittelalterlicher Historiographen und Enzyklopädisten vorgestellt hat. Angesichts der gewaltigen Gedankengebäude – des Universalitätsanspruches wie der Akribie wissenschaftlicher Methode –, zu denen man auf diesem Weg vordrang und in denen man Sinn und Orientierung suchte (und wohl auch fand), ist moderner Kontingenzglauben ein Zeugnis von Bescheidenheit. Und auch wenn wir die *Li-*

11) Hans-Joachim BEHR, *Frauendienst* (wie Anm. 3), S. 13.

*bertas scolastica* mit gutem Grund hochhalten (das Galilei-Motiv zur Warnung nehmend, wie es schon Bertold Brecht tat), so mögen wir uns angesichts dessen doch um den »lebenspraktischen Nutzen« unserer wissenschaftlichen Arbeit ein wenig sorgen. Ist die Wissenschaft, unsere Wissenschaft, heute noch eine irgend wirksame Konfiguration innerhalb der komplexen gesellschaftlichen Ordnung, die sich derzeit schneller wandelt, als uns lieb sein sollte?

Mit der Einführung neuer Ordnungen wie mit der Bewahrung alter waren und sind Ziele anvisiert, die nicht in der Ordnung selbst liegen. In beiden Fällen kommen Mittel, Strategien und Verfahrensformen zur Anwendung, die einer Ordnung folgen, wiederum ohne diese Ordnung selbst zu sein. Was entschied darüber, ob die Städte im Italien der Stauferzeit die kaiserlichen Ehrvorstellungen mittrugen oder ablehnten? Welches Idealziel wurde jedem Handeln innerhalb der Kommunen vorangestellt? Welche Absicht verfolgte die »angewandte Wissenschaft«? Knut Görich, Alfred Haverkamp und Joachim Ehlers haben die Antwort gegeben, jeder für seinen Gegenstand und alle zugleich: der Nutzen, die *utilitas* – als reale Nutzererwartung maßgebliches Entscheidungskriterium im politischen Raum, als Gemeinnutz Richtschnur öffentlichen Handelns und als argumentativ erfolgreiche Selbstbehauptung die »Waffe« der Freien Magister. *Honor* und *utilitas* gehören zusammen. Ehre war nicht Moral, konsensuales Handeln der Gemeinde kein Altruismus, und Wissenschaft folgte (noch) nicht einem kategorischen Imperativ.

Was ist aber, wenn die Erwartungen enttäuscht werden oder gar nicht erst entstehen, wenn alte und neue oder einfach nur alternative Ordnungskonfigurationen innerhalb einer komplexen Ordnung nicht zu Schnittmengen finden, sondern divergieren? Um noch einmal Bernd Schneidmüllers Bild von den Ballons zu zitieren: Sie fliegen nicht nur ordentlich neben- oder übereinander, sie können durchaus kollidieren.

Kollidierende Ordnungen und Vorstellungen davon haben zwei mögliche Wege vor sich: Entweder führen sie zu einer Verbindung und Zusammenfügung – die dann aber nicht eine neue, dritte Ordnung bedeutet, sondern eine plurale Schnittmenge ergibt, wie die »Ehre der vielen«, auf die Hagen Keller hingewiesen hat – oder sie bewirkt Konkurrenz und Konflikt. Die »Ehre der vielen«, wie überhaupt die Akzeptanz einer Ordnungsvorstellung durch ihre Träger, setzt vor allem anderen Konsens voraus. Konkurrenz und Konflikt folgen nicht nur aus grundsätzlich divergenten Ordnungsvorstellungen, sondern vor allem aus einem Bruch dieses Konsenses, dann, wenn der Konsens durch partikuläre Option ersetzt und damit aufgegeben wird. Hier spielen erneut die Träger der Ordnung und ihre Absichten eine entscheidende Rolle.

Es ist durchaus eine Frage unseres Ansatzes, wie wir damit umgehen wollen, ob wir den Konflikt als Störung der Ordnung verstehen, als »normalen« Bestandteil der Ordnung oder gar als Chance der Erneuerung. Und es lag nicht minder an der Bewertung durch die Zeitgenossen, ihren eigenen Absichten und ihrer Zugehörigkeit, wie sie ein Ereignis bewerteten und uns darüber berichteten. Was den einen Aufruhr war, konnte den anderen Notwehr sein.

Ein vierter Zwischenruf mag hier erfolgen: Aus der argumentativen Strategie von Konfliktparteien, in Auseinandersetzungen zwischen den *Regna* um gemeinsame Ansprüche, im Aufbegehren von Kommunen gegen Territorialherren und anlässlich anderweitiger Unruhen ließe sich hierzu gewiß Näheres finden<sup>12)</sup>. Vor allem würde dann deutlicher, als es bislang möglich war, daß Konflikt und Ordnung im Mittelalter keine Gegensätze waren. Konflikte waren vielmehr integrale Bestandteile von Ordnung, ihre Vermeidung oder Beendigung führte immer wieder zur Ordnung zurück, und selbst ihr geregelter Austrag brach die Ordnung an sich nicht auf. Bei aller Hartnäckigkeit von Partizipationskonflikten und sonstigen Auseinandersetzungen – Konflikten zwischen Ordnungskonfigurationen – ging es immer um eine Reform der Ordnung, nie um ihre Überwindung. Konflikte wollten nicht zu einer Revolution führen und taten es nicht. Formen sozialer Organisation in den Kommunen sieht Alfred Haverkamp immer aus Kontinuitätslinien hervorgehen, niemals aus Revolution. Ein Konflikt zwischen Ordnungskonfigurationen und selbst der Sieg der einen über eine andere konnte, so Stefan Weinfurter, durchaus den »Untergang einer Ordnungskonfiguration« bedeuten, nicht aber einen Untergang von Ordnung<sup>13)</sup>.

Fest steht nun einmal mehr: Es gibt keine Statik von Ordnungen und Ordnungsvorstellungen, wenn offenbar überall und ständig Konflikte drohen und wenn es gar in das Ermessen, die Entscheidung der Handelnden gestellt ist, ob und wann sie die Ordnung oder den Konflikt wählen. Zumindest im Bereich der Theorie kirchlicher Verfassung oblag es sogar der Entscheidung des einzelnen, zu welcher »der Ordnungen der Kirche« (Jürgen Miethke) er gehören wollte<sup>14)</sup>. Wechsel und Wandel waren also möglich, Konkurrenz und Konflikt unausweichlich. Einmal mehr wird klar, daß Ordnungskonfigurationen immer einen Handlungsbezug haben – so auch die kirchliche Verfassungslehre, die die reale Machtausübung legitimieren und definieren, aber auch einschränken sollte.

12) Vgl. die Beiträge des Sammelbandes: Marie Theres FÖGEN (Hg.), *Ordnung und Aufruhr im Mittelalter. Historische und juristische Studien zur Rebellion (Ius commune, Sonderhefte. Studien zur europäischen Rechtsgeschichte 70)*, Frankfurt a. M. 1995.

13) WEINFURTER, *Ordnungskonfigurationen* (wie Anm. 10), S. 100. Auch zur epochalen Eingrenzung des Hochmittelalters hat sich der Revolutionsbegriff und die damit gemeinte Vorstellung nicht durchsetzen können. Vgl. Guy BLOIS, *Umbruch im Jahr 1000. Lournand bei Cluy – ein Dorf in Frankreich zwischen Spätantike und Feudalherrschaft* (franz. Original Paris 1989), Stuttgart 1993. Wolfgang ROCHLER, *Ordnungsbegriff und Gottesgedanke bei Thomas Müntzer. Ein Beitrag zur Frage »Müntzer und die Mystik«*, in: *Zeitschrift für Kirchengeschichte* 85 (1974), S. 369–382.

14) Die monastischen Orden und Ordnungen sind absichtsvoll in den referierten und diskutierten Kontext nicht einbezogen worden. Vgl. zuletzt Gert MELVILLE, *Zur Semantik von ordo im Religiosentum der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts*. Lucius II., seine Bulle vom 19. Mai 1144 und der »Orden« der Prämonstratenser, in: *Studien zum Prämonstratenserorden*, hg. von Irene CRUSIUS/Helmut FLACHENECKER (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 185. Studien zur Germania Sacra 25), Göttingen 2003, S. 201–224.

Aber ist hierin nur tradierte Norm oder gar Beliebigkeit zu sehen? Oder läßt sich doch eine Verfahrensförmlichkeit im Umgang mit Vorstellungen und Konfigurationen von Ordnung zeigen, wie sie Christoph Meyer voraussetzte? Ist Rechtlichkeit wie Rationalität eine (vielleicht gar notwendige) Eigenschaft von Ordnung? Ist dann Verrechtlichung, im politischen Kontext und der administrativen Organisation zweifellos Motor der Entwicklung, für die geltenden Wertvorstellungen oder die personale Organisation im Sozialverband hingegen ohne Belang? Bei Alfred Haverkamps Kommunen sah es jedenfalls so aus, und Klaus Herbers wies bestätigend auf die große Flexibilität und die Besonderheit von ad-hoc-Bruderschaften hin, die in der Überlieferung kaum Spuren gezogen haben und für die insofern Prozesse der Verschriftlichung und Verrechtlichung nicht bezeugt sind, vielleicht gar nicht stattgefunden haben.

Wie steht es dann aber um die Wirkmächtigkeit von Wertvorgaben wie des Gemeinutzes? Kann es dererlei in einer nicht durch fixierte Rechtlichkeit geprägten Gesellschaft überhaupt geben? Die Wirkung von Werthaltungen unter diesen Umständen läßt sich wohl nur über eine auch angesichts zeitgleicher Verrechtlichungsprozesse und Institutionalisierungstendenzen fortgeltende Personalität von Bindungen erklären. Deren veränderte Strukturierung infolge gewandelter Wahrnehmungs- und Deutungsmuster hat Klaus van Eickels nachgezeichnet, und Jürgen Miethke erinnerte an die genossenschaftliche Organisation der Pariser Lehrer im 12. Jahrhundert, die durch Verrechtlichung und Institutionalisierung verstetigt wurde (»auf Dauer gestellt«) und sich fortan in aller Form als *Universitas magistrorum et studentium* präsentieren konnte. Wieder ist zwischen den Ordnungskonfigurationen innerhalb einer Gesamtordnung – den *magistri* und *studentes* innerhalb der *Universitas* – kein Gegensatz und keine Unvereinbarkeit zu sehen, vielmehr eine gegenseitige, funktionale Ergänzung.

Mehrfach kam die Universität zur Sprache in den Vorträgen und Diskussionen, obwohl sie doch nicht auf dem Programm stand. Gewiß neigen wir alle dazu, das heimische Milieu auch dort zu erinnern, wo es nicht gefragt ist. Aber für die Präsenz der Universität auf unserer Tagung gibt es noch einen anderen, »richtigen« Grund: Als Ort des gelehrten Wissens hatte sie Einfluß auf die Deutungshoheit von Ordnungskonfigurationen der zeitgenössischen Gesellschaft, nicht aller, aber vieler, und für manche war sie regelrecht zuständig, so die Pariser Universitätstheologen zunehmend und im Spätmittelalter ausschließlich für die Entscheidung in dogmatischen Streitfragen.

Ein fünfter Zwischenruf: Zwei Folgerungen lassen sich daraus auf unser Gesamtthema ableiten, gewagt beide, aber schlüssig: Wenn es stimmt, daß man sich in den Ordnungskonfigurationen seiner Zeit organisierte, daß man darüber entschied und daß davon Gedeih und Verderb abhängen konnten – wie sollte es dann zugegangen sein ohne ein Wissen um die Regeln der eigenen Ordnungskonfiguration, die doch spezifisch für den jeweiligen Lebensbereich eines Menschen und jeder Sozialgruppe unabweisbar notwendig waren? Weder von solchen Regeln – die durchaus Rechtlichkeit, aber nicht notwendig

Recht voraussetzen – noch von dem Erlernen des Notwendigen ist aber ausdrücklich die Rede gewesen.

Spätestens im Konfliktfall werden die Konturen klarer und davon war dann auch zu sprechen: Von den differenten *honor*-Vorstellungen verschiedener Trägergruppen und, mehrfach, von dem fraglichen Zusammenspiel von gelehrtem Wissen und praktischer Arbeitstechnik, nicht nur im Kathedralbau. Handlungsräume ohne Bezug zu derartigen Wissensbeständen kann es nicht gegeben haben. Ohne Schriftlichkeit ließ sich keine Kathedrale bauen. Der Rest war dann allerdings Technik und Handwerk.

Wie die funktionale Ergänzung von Ordnungskonfigurationen innerhalb einer komplexen Ordnung funktionieren kann, hat auch Alfred Haverkamp gezeigt: durch eine personal vermittelte Überschreitung von Grenzen zwischen den Ordnungskonfigurationen, zwischen laikaler Genossenschaft und kirchlichem Verband etwa oder zwischen Bruderschaft und Kommune. Grenzüberschreitung ist hier keine Initiation und kein Rite de passage, sondern schlicht der letzte, notwendige Schritt zur Konfiguration von Ordnungen. Und wenn der Nutzen für die beteiligten Ordnungen gegenseitig war, sollte sogar jener Synergieeffekt eingetreten sein, den wir heute überall suchen. Hat er vielleicht gar zwischen den Gelehrten an den Pariser Kathedalkirchen und den Baumeistern ihrer Kirchengebäude einen Funken überspringen lassen?

Grenzüberschreitung – auch, aber nicht nur ein Synonym für die Schnittmenge von Ordnungskonfigurationen. Von erheblicher Sprengkraft konnte es sein, ob man in der kommunalen Selbstorganisation eher laikale, genossenschaftliche oder eher klerikale, bruderschaftlich geprägte Verfahren bevorzugte. Die vielfache personale Bindung zwischen Laien und Klerus gerade in den Kommunen gehört auch hierher – und ebenso jene Traktate und Kampfschriften aller Jahrhunderte, die soziale Ordnungsmodelle entwarfen, um die Undurchlässigkeit der Grenzen zwischen Gruppen und Ständen zu propagieren. In der kirchlichen Traktatliteratur hatten es die Menschen in dieser Hinsicht jedenfalls besser als die Engel, wie Jürgen Miethke zeigte: Nur die Menschen konnten nach eigener Entscheidung zwischen einzelnen Ordnungskonfigurationen wechseln, während ein Engel den ihm zugewiesenen Chor nie verlassen durfte.

Grenzen liegen schließlich auch in der Zeit. Aufstieg und Fall einer Ordnungskonfiguration lassen sich, je nach Lage, durchaus beschreiben. Zu der Dynamik, in die sie notwendig hineingestellt ist, zählt als übergreifende Rahmenbedingung auch der kulturelle Wandel in unserem Untersuchungszeitraum, wie ihn Hagen Keller skizziert hat. Durch flexible, funktionale Anpassung an veränderte Bedingungen versucht eine Ordnungskonfiguration ihre Existenz zu sichern, sich durchzusetzen oder anzupassen. Stets wird sich dabei Neues und Altes, Innovation und Tradition nebeneinander finden. Von Wenden, Wandeln und Umbrüchen, auch von Renaissance, brauchen wir aber deshalb nicht unbedingt zu sprechen.

Hat also eine Ordnungskonfiguration »ihre Zeit«, sowohl als erwartbare Existenzdauer als auch als »Zeitgemäßheit«? Steht der »alte Esel«, der seine Schüler in einer über-

holten Methode unterrichtet und so von Joachim Ehlers beschrieben wurde, nicht nur für einen Generationenwechsel, sondern auch für die Überfälligkeit einer, seiner Ordnungskonfiguration? Wären dann, am Ende, die *Via antiqua* und die *Via moderna* auch nichts anderes als Ordnungskonfigurationen? Kann schließlich eine solche auch schlicht für den Fortschritt gegenüber anderen stehen?

Nehmen wir auch diese Frage ernst; zu ihrer Beantwortung genügt keine ja/nein-Option. Joachim Ehlers hat die Entwicklung des wissenschaftlichen Arbeitens an der Ordnung der Welt gerade nicht als Fortschritt beschrieben. Die von den Protagonisten bevorzugten wissenschaftlichen Modelle waren »sämtlich aus der Spätantike bekannt«. Neu und originell, bisweilen durchaus individuell war dann, was einzelne daraus machten und was wieder andere entwickelten, um sich davon abzugrenzen und in der Erkenntnis und Wahrheitssuche weiterzukommen. Eine Geschichte der Methodik wird sichtbar, und jede Methode ist eine Ordnungskonfiguration für sich.

Daß die Wahl der Mittel – die Wahl einer Ordnungskonfiguration – für die Handelnden optional blieb, mußte und muß keinesfalls zu einer »vernünftigen« Entscheidung oder überhaupt nur zu einer Entscheidung führen. Auch Unentschiedenheit ist denkbar und selbst der Bruch des Erwartbaren, die Verweigerung gegenüber der Ordnung, aus vermeintlich besseren Gründen oder höheren Überlegungen heraus oder schlicht aus Eigennutz. Brechts Zwiebel-Allegorie gibt hierfür einen schönen Beleg (Joachim Ehlers) – oder auch, früher, Lessings Parabel vom brennenden Schloß, das nicht gelöscht werden kann, weil die Verantwortlichen sich nach Aktenlage darüber streiten, wo der geeignete Zugang wäre – bis das ganze Gebäude heruntergebrannt ist.

## V.

Ein sechster Zwischenruf. Ob Ordnung etwas Tröstliches hat, bleibt angesichts dessen auch weiterhin offen. Und es hängt von der Bewertung des einzelnen ab, damals wie heute, ob das Bewußtsein von der Zugehörigkeit jeder Ordnungskonfiguration zu einer höheren, gegebenen, nicht gesetzten Ordnung Trost oder Angst bedeutet. Hier bestätigt sich der ansonsten überraschend scheinende Befund von Bernhard Jussen, daß *ordo* und *timor* zusammengebunden worden seien.

Jede gesetzte Ordnung blieb Teil der Schöpfungsordnung. Sie war, wie eine größtmögliche komplexe Ordnung, auch mehr als die Summe ihrer Teile, da der göttliche Ursprung ihr ein uneinholbares Proprium verlieh. Erst die Moderne konnte mit Friedrich Nietzsche meinen, wir vermöchten nur eine Welt zu begreifen, die wir selbst gemacht hätten<sup>15</sup>. Ein-

15) Ottmar BALLWEG, Zur Ergiebigkeit der sophistischen Rhetorik für eine heutige rhetorische analytische Rechtstheorie, in: Die Sophistik. Entstehung, Gestalt und Folgeprobleme des Gegenstandes von Naturrecht und positivem Recht, Stuttgart 2002, S. 171–175.



drucksvoll schildert die mittelalterliche Weltchronistik das Zusammenspiel der Ordnungen, der einen gegebenen und der vielen gesetzten, oder – mit unserem Thema gesagt – der Pluralität von Ordnungskonfigurationen. Wohl am eindrucklichsten steht hierfür Otto von Freising und später noch Hartmann Schedel, in Text und Bild: Die Erschaffung der Welt nach den Berichten des Alten Testaments als die gegebene Ordnung im Gegensatz zum Chaos, dem sprichwörtlichen »Tohuwabohu«. Ein Chaos, das Vakuum, konnte es danach nicht mehr geben, wohl aber die Un-Ordnung als den Verlust, den Mangel oder das Fehlen von gesetzter Ordnung innerhalb der gegebenen, der Schöpfungsordnung<sup>16</sup>.

Nur philosophischer Spekulation war überhaupt denkbar, daß es im Angesicht der geschaffenen, universalen Ordnung keine Unordnung mehr geben könne<sup>17</sup>. Doch hat Georg Wieland gezeigt, daß derlei Überlegungen, jedenfalls in der Scholastik, eher untypisch blieben. Vielmehr dachte man über eine mögliche, ja die geradezu notwendige Unordnung des Universums und der geschaffenen Materie selbst nach, wie Thierry von Chartres, und konnte zu dem Schluß kommen, daß die sichtbare Unordnung der Welt – im Gegensatz zur Ordnung des Kosmos – der zugestandenen Freiheit menschlichen Handelns geschuldet sei. In der zeitgleichen höfischen Literatur war das Motiv eines weitreichenden Einflusses kosmischer, elementarer Ordnungen in der Welt der Menschen bekannt – und damit auch die Wirkung von deren Ordnungslosigkeit und Konfliktpotentialen<sup>18</sup>.

Die Frage nach der Unordnung in der Welt angesichts der gegebenen Ordnung der Schöpfung blieb insgesamt ein zentraler Ansatz im Vortrag von Georg Wieland; die Frage »nach der Einordnung der Unordnung in die Ordnung des Ganzen«, auch wenn mittelalterliche Autoren einen solchen »Gag« nicht selbst formuliert haben. Immerhin stand für die Autoren der scholastischen Philosophie fest, daß Gott beides, Ordnung und Unordnung, geschaffen hat, diese als Folge jener und als Verkehrtheit der Dinge.

Sie dachten zugleich weiter und folgerten, daß eine Zurücknahme oder gar das Fehlen des göttlichen Impetus Freiräume für menschliches Handeln eröffneten. Gott ist, im scholastischen Denken, ein Schöpfer der Weltordnung, der das innerweltliche Geschehen und damit die Geschichte gerade nicht vorbestimmt, sondern menschlichem Handeln freigibt. Deshalb hat die Geschichte, wie Joachim Ehlers zeigte, auch keinen immanenten Sinn, und über sie zu berichten konnte nicht mehr als ein Ereignisbericht sein. Es lag daran, daß Geschichte weder *ars* noch *scientia* wurde und nicht in die Höhen allegorischer Deutungs-

16) Vgl. Wolfgang ROCHLER, Ordnungsbegriff (wie Anm. 13), S. 369–382.

17) HÜBENER, Ordnung (wie Anm. 4), Sp. 1255, 1264.

18) Vgl. Thomas CRAMER, Ich sach swaz in der werlte was. Die Ordnung des Kosmos in Walthers zweitem Reichspruch, in: Zeitschrift für Deutsche Philologie 104 (1985), S. 70–85. Vgl. Wolfgang HARMS/C. Stephen JAEGER/Horst WENZEL/Kathrin STEGBAUER (Hg.), Ordnung und Unordnung in der Literatur des Mittelalters, Stuttgart 2003. Udo FRIEDRICH, Die Ordnung der Natur. Funktionsrahmen der Natur in der volkssprachlichen Literatur des Mittelalters, in: Natur im Mittelalter (wie Anm. 4), S. 70–83.

modelle aufrückte, sondern lediglich *narratio* blieb und ihre Bedeutung sich im Literalsinn erschöpfte<sup>19)</sup>.

Von alledem handeln die wissenschaftlichen Traditionen eines Nachdenkens über die Ordnung, *De Ordine*, nicht nur dann, wenn die Texte so überschrieben sind; Hugo von St. Viktors *Didascalicon* gehört ebenso dazu wie Thomas von Aquins *Summa theologiae* oder Konrad von Meigenbergs *Yconomica*. Nicht nur die »Spitzen der Forschung«, die sogenannte Höhenkammliteratur, wie Hugo und Thomas, sondern gerade auch die »Allgemeinmagister« wie Konrad sollten ins Zentrum der Betrachtung rücken, so ist in der Diskussion mehrfach und völlig zu Recht vorgeschlagen worden. Vielleicht nicht ganz unvermeidbar, aber immerhin doch zu bemerken ist, wie es Frank Rexroth tat, daß auch aktuelle, quantitativ arbeitende Methoden um den Zugriff auf die »großen Namen« nicht herumkommen. Serielle Überlieferungen, die anderes erlauben, sind für unser Sujet kaum zu finden.

Daß wir mit den »großen Namen« heute mehr Probleme haben als früher, liegt nicht nur an dem gewandelten Ideal von Größe, sondern auch und vor allem an veränderten Forschungsstandards, auch der heutigen Abneigung gegen »Belegstellenzählerei« zum Beispiel. Bedauerlicherweise war sie es, die Thomas den Ruf eines »Ordnungs-Philosophen« schlechthin einbrachte, der aber inzwischen einer der während unserer Tagung exekutierten Destruktionen zum Opfer gefallen ist<sup>20)</sup>. Thomas' *cognoscere ordinem* könnte tatsächlich allen unseren Überlegungen vorangestellt sein, wenn nicht auch damit eine jener kontextfreien Zitationen vollzogen wäre, an der wir uns heute stören.

Thomas von Aquin kann indessen nichts dafür, wie wir ihn zitieren, und so ändert unsere methodische Askese nichts an seinem Rang. Für Augustinus gilt dasselbe. Sollten Bernhard Jussens Ergebnisse sich bestätigen, werden wir künftig dennoch vorsichtiger sein müssen mit dem bislang gewohnten Diktum, die augustinische Ordnungsvorstellung habe das Denken des gesamten Mittelalters nachhaltig beeinflusst.

## VI.

Ein letzter, siebenter Zwischenruf: Ordnungskonfigurationen arbeiteten, weil sie grundsätzlich in konfliktsive Verhältnisse hineingestellt waren, mit Strategien der Legitimation, Behauptung, Verteidigung und Distanzierung. Darüber war zu sprechen. Vor allem zur Legitimation gehörte freilich auch das Spiel mit Realität und Fiktion, von dem nur selten die Rede war, der bewußten Fiktion einer traditionellen Legitimation etwa, und insofern

19) Zum Verhältnis realer und allegorischer Deutung von Ordnungsmodellen auch: Hans-Joachim SCHMIDT, Arbeit und soziale Ordnung. Zur Wertung städtischer Lebensweise bei Berthold von Regensburg, in: Archiv für Kulturgeschichte 71 (1989), S. 275–296.

20) HÜBENER, Ordnung (wie Anm. 4), hier Sp. 1254f., 1268–1272.

der Imagination. Erst langsam entdeckt unsere Gegenwart den Reichtum vormoderner Imaginationskultur wieder. Und nicht zufällig verdeckt die deutsche Übersetzung des legendären Buches von Georges Duby über die *tria genera hominum*, daß er davon noch mehr ahnte: »l'imaginaire du féodalisme« ist eben viel mehr als »das Weltbild des Feudalismus«<sup>21)</sup>.

Es gibt noch viel zu tun, doch wir sind weit gekommen – so mag die Zusammenfassung der Tagung auf einen Punkt gebracht sein. Gewiß ist es nicht wirklich unausweichlich, für alles, was wir besprochen haben, mit Begriffen des Wortfeldes »Ordnung« zu arbeiten. Manche der hier resümierten Feststellungen ließen sich, beispielsweise, auch in der Terminologie der Systemtheorie ausdrücken oder in einer Konzeption von Vernetzungen, die von mehreren Referenten verwendet wurde. Die Option ist dennoch keineswegs beliebig; nicht nur, weil diese und andere methodologische Ansätze ihrerseits den Ordnungsbegriff meiden und auch nicht nur, weil *ordines*, *figurae* und selbst *configurationes* Quellenzitate sind<sup>22)</sup>. Es ginge, gestehen wir es ein, auch anders. Aber was am Anfang festzuhalten war, gilt noch immer: Nicht der Begriff bildet den Focus des Nachdenkens, sondern die Sache – und sie kann sehr wohl auch mit einem Ordnungsbegriff und als Ordnungskonfiguration bezeichnet werden und bei sorgfältiger Verwendung vielleicht doch ein wenig treffender als mit anderen Alternativen.

Die legendären »Geschichtlichen Grundbegriffe« kennen die »Ordnungskonfigurationen« und selbst die »Ordnung« nicht oder noch nicht (wohl aber den von Otto Gerhard Oexle geschriebenen und von Bernhard Jussen zitierten Artikel »Stand/Klasse« von 1990, was nicht übersehen sei)<sup>23)</sup>. Dennoch: Auch das neueste (ansonsten sehr nützliche) Lexikon zur Geschichtswissenschaft von 2003 kennt unter seinen »Hundert Grundbegriffen« keinen Vertreter aus dem Wortfeld »Ordnung«, nicht einmal im Sachregister<sup>24)</sup>. Mittelalterlexika hingegen aller Länder und Sprachen haben selbstverständlich einen zudem noch

21) Georges DUBY, *Les trois ordres ou l'imaginaire du féodalisme*, Paris 1978. Dt. Übers.: *Die drei Ordnungen. Das Weltbild des Feudalismus*, Frankfurt a.M. 1981. Für die wissenschaftliche Rezeption des Werkes, zugleich für die Verbreitung seiner Thesen in der deutschsprachigen Fachdiskussion sei verwiesen auf: Otto Gerhard OEXLE, *Die funktionale Dreiteilung als Deutungsschema der sozialen Wirklichkeit in der ständischen Gesellschaft des Mittelalters*, in: *Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität*, hg. von Winfried SCHULZE/Helmut GABEL (Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 12), München 1988, S. 19–51.

22) Vgl. Niklas LUHMANN, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 1997, der einzige Beleg für »Ordnung« S. 896, in kritischer Distanz zu schöpfungstheologischen Deutungsmodellen.

23) Otto Gerhard OEXLE, Art. »Stand, Klasse, VI. Stände und Ständelehren im Mittelalter«, in: *Geschichtliche Grundbegriffe 6*, hg. von Otto BRUNNER/Werner CONZE/Reinhard KOSELLECK, Stuttgart 1990, S. 183–200.

24) Stefan JORDAN (Hg.), *Lexikon Geschichtswissenschaft. Hundert Grundbegriffe*, Stuttgart 2002, das Lemma »Klasse« im Sachregister S. 364.

ausführlichen Eintrag zu »Ordo/Ordines« und Äquivalenten<sup>25</sup>). Vermutlich sollte der Ehrgeiz der Mediävisten nicht zu weit gehen – aber ihr Anspruch auf allgemeinere Gültigkeit ihrer Arbeitsergebnisse auch nicht zu bescheiden bleiben. Daß Ordnungen und Ordnungskonfigurationen kein antiquarischer, sondern ein höchst aktueller Forschungsgegenstand sind, ist für uns nicht erst in diesen Reichenauer Tagen deutlich geworden.

25) Einzelnachweise aus den gängigen Lexika sollen hier nicht geboten werden; vgl. etwa Dominique IOGNA-PRAT, Art. »Ordre(s)«, in: Dictionnaire raisonné de l'Occident médiéval, hg. von Jacques LE GOFF/Jean-Claude SCHMITT, Paris 1999, S. 845–860.